

Inflationszeit zurück. Es sind noch nicht die goldenen zwanziger Jahre Berlins; hier herrschen noch Herr Neureich und Herr Raffke. Ein aus dem Krieg zurückgekehrter junger Offizier findet sich in dieser neuen Gesellschaft, die gar keine mehr ist, nicht zurecht. Schließlich kommt er auf den Gedanken, eine große Geldsumme zu entwenden und damit auf Reisen zu gehen. Wider Erwarten geht alles gut. Die Polizei findet ihn nicht, ihn findet jedoch sein eigenes Gewissen, das ihn jagt. Die Geschichte endet mit der Flucht nach Südamerika. Ob der Kassenraub äußerlich geahndet wird, interessiert den Autor nicht so sehr als die innere Läuterung des Diebes.

Es handelt sich um einen „frühen“ Bergengruen, dessen Neuherausgabe wir dem Verlag zu danken haben. *A. Hüpgens SJ*

HOHOFF, Margarete: *Das Fest am Carreio-See*. Roman. München: Ehrenwirth 1961. 386 S. Lw. 16,80.

Eine Sträflingskolonie, in die Menschen aus aller Herren Ländern zusammengeströmt sind, soll sich zehn Jahre bewähren. Dann will der Staat diesen Menschen am Carreio-See das Land für immer zu eigen geben. Diese Zeit ist nun bald gekommen, und die Siedlung bereitet das große Unabhängigkeitsfest vor. Da wird plötzlich auf ihrem Boden Erdöl entdeckt, und die Regierung denkt nicht mehr daran, zu ihrem Wort zu stehen. Alle Mühe scheint umsonst gewesen zu sein, und die Siedler haben den Kampf um ihr Stück Erde verloren gegen einen Staat, dessen Polizeimacht sie nicht gewachsen sind.

Daß diese Verlierer aber die wahren Sieger sind, ist der Inhalt dieses Romans, der deutlich als Zeitkritik angelegt ist. Die Autorin bietet jedoch keine simple Schwarz-Weiß-Zeichnung. Gute und Böse gibt es auf beiden Seiten. Die harten Lebensbedingungen der Siedlung geben der Opferbereitschaft des Menschen die besseren Möglichkeiten, während der korrupte Staat eher Egoismus und Gemeinheit wuchern läßt. In der kleinen Welt der Siedler leben Liebe und Haß, Glück und Verzweiflung, die ganze Fülle des Menschenherzens.

Leider ist die sprachliche Dichte des Romans sehr unterschiedlich. Der Umgangssprache ist ein zu breiter Raum zugestanden. Einen Roman aktuell zu gestalten, gäbe es andere Mittel.

*A. Hüpgens SJ*

RINSER, Luise: *Septembertag*. Frankfurt: S. Fischer 1964. 143 S. Lw. 9,80.

Auf autobiographischem Hintergrund erzählt die Verfasserin den Ablauf eines Septembertages in Rom: den frühen Weg zur Messe, einen Vormittag sich selbst abgezwungener Arbeit des Schreibens, dazwischen die Briefe Hilfesuchender, das lästige Telefon, mittags eine Ausfahrt zum Strand, nachmittags Sicheinfinden für die Zwischenlandung einer Bekannten auf dem Flugplatz, entgegenzunehmen ihre Ehe-tragödie, einzulassen die Zerbrechende in die geprüfte Hoffnung des eigenen Ich, Rückkehr in die Wohnung, ein einsamer Abend, Gedenken, Nachtgebet. Hinter allen Begegnungen, Erinnerungen, Gesprächen steht die eigene Erfahrung des Dunkels, der Zerreißprobe, der Verwundung des Menschseins, ausgehalten und durchlichtet von Glaube und Gebet, steht ein Ich, ausgeweitet zu liebender Teilnahme am Schicksal des Nächsten. Die Summe eines Lebens durchscheint diesen Septembertag: „Schön ist es, älter zu werden, erlöst von sich, von der gewaltigen Anstrengung, ‚etwas zu werden‘, etwas darzustellen in dieser Welt; gelassen sich einfügen, irgendwo, wo gerade Platz ist, und überall man selbst zu sein und zugleich weiter nichts als einer von den drei Milliarden“ (10). Im Gewöhnlichen eines Tages liegt die Dichte des Außergewöhnlichen. In der Spannung von Zusage und Zweifel, Nichtwollen und Müssen wird an einem deutlich fixierten Punkt Christsein glaubhaft.

*P. K. Kurz SJ*

RÜBER, Johannes: *Das verdorbene Paradies*. Köln u. Olten: Hegner 1963. 212 S. Lw. 15,80.

Die acht scheinbar verlorenen Jahre des Malers Werner Gall bespricht dieser mit seinem Freund Alfes. Der Roman ist in der Form dieses Dialoges gestaltet, und man merkt erst am Schluß, daß dieser Dialog nicht stattgefunden hat, sondern nur ein Rechenschaftsbericht des Malers vor seinem Gewissen ist. Mitten aus dem Erfolg hat Gall vor acht Jahren sein Wirken in Deutschland verlassen, um im Süden, in Italien, auf dem Kap Palinuro das Paradies zu suchen, das ihm in der Heimat nicht gegeben werden konnte. Dieses Paradies sucht er nicht nur für sich, sondern in dem Knaben Coelest zu erleben. Coelest ist noch nicht geboren. Es ist das Kind der verstoßenen Geliebten seines Freundes Alfes. Gall läßt die Freundin zu sich kommen,

nicht um ihretwegen, sondern des Knaben Coelest wollen. Da erfährt er, daß der Knabe Coelest nicht existiert. Seine Liebe, die sich in Coelest ja nur selbst erleben wollte, findet nicht zu der Freundin. Diese verläßt ihn, und er wartet umsonst auf das Paradies.

Sucht man das Glück in sich selber, findet man es nicht. Sucht man es im anderen, dann findet man es nur in der selbstlosen Liebe. Solche Antworten gibt der Roman nicht, doch man muß zu ihnen gelangen, wenn man nicht das Scheitern zum Endpunkt des Lebens machen will. Die Idee des Malers ist schon richtig. Man muß die Alltäglichkeit und die Routine verlassen und dem Licht entgegengehen in der Hoffnung auf den andern, aber man darf sich nicht nur selbst erleben wollen, sondern muß sich hingeben in Liebe, Arbeit und Opfer. Dies ist auch in dem Roman immer wieder symbolhaft angedeutet. Doch drängt sich diese Symbolik nicht auf. Sie verlangt einen wachen und empfindsamen Leser.

F. Jung SJ

VESAAS, Tarjei: *Frühlingsnacht*. Roman. Einsiedeln: Benziger 1962. 224 S. Lw. 14,80.

Zwei Geschwister bleiben in einer Frühlingsnacht allein zu Hause, da die Eltern verreisen müssen. Das Mädchen und der Junge wollen sich einmal ganz der Stimmung dieser Nacht überlassen, da hält ein Wagen mit fünf Personen vor dem Haus. Sie können wegen eines Motorschadens nicht weiter und bitten um Unterkunft. In dieser Notunterkunft schenkt eine junge Frau aus der Gruppe einem Kinde das Leben, eine andere Frau stirbt plötzlich. So finden sich in dieser Nacht für die beiden Kinder entscheidende Stationen menschlichen Lebens vereint: Jugend und Alter, Kraft und Schwäche, Lebensbeginn und Tod. Diese eine Nacht verändert das Leben aller Beteiligten. Jeder muß auf seine Weise die Verwandlung erfahren und bewältigen.

Vesaas, der den Nordischen Literaturpreis 1964 erhalten hat, erzählt die Geschichte der Frühlingsnacht mit einer verhaltenen Zartheit. Das Eigentliche bleibt unausgesprochen. Die gute Übersetzung von Elisabeth Stahlschmidt ist besonders hervorzuheben. A. Hüppgens SJ

Texte. Prosa junger Schweizer Autoren. Hrsg. von Hugo LEBER. Einsiedeln: Benziger 1964. 328 S. Lw. 14,80.

In großzügiger Aufmachung eine Anthologie zeitgenössischer Prosatexte 22 junger Schweizer Schriftsteller der Jahrgänge 1918 bis 1939, die meisten von ihnen auch in literaturbehafteten Kreisen kaum bekannt. Vorgestellt werden Texte mit einer etwas stark verallgemeinernden „Notiz zur jüngsten Literatur in der Schweiz“, und manche Erzählung (z. B. „Die Konserven des Friedrich Alexander Kropf“ von M. Schmid, von R. Brambach die komödiantische Kurzgeschichte „Für sechs Tassen Kaffee“ oder, mit den Mitteln einer äußersten Beschränkung auf die literarische Aussage selbst, die Notizen E. Gomringers „aus dem Tagebuch“) zeigt nur zu deutlich, daß die Behauptung, in der heutigen Welt sei „nichts mehr überblickbar, nichts mehr genau benennbar, alles dem Bewußtsein des Einzelnen nur noch flüchtig bekannt“ (Vorwort), jedenfalls für diese Autoren nicht zutrifft. Durchweg wird nicht nur sehr genau beobachtet, die Verfasser benennen auch zuweilen unbarmherzig treffend die Wirklichkeit ihrer Gegenstände. Indessen ist die materiale wie formale Reduzierung auf eine scheue, zugleich präzise Bestandsaufnahme der Dinge, die wie neu benannt werden, der Geschehnisse und Begegnungen künstlerisches Mittel der Inbesitznahme einer ganzen Welt: Bestandsaufnahme und Benennung erfäßbarer einzelner Beispiele, die nur zu leicht transponierbar sind in die vielfältige Wirklichkeit des modernen Menschenlebens hinein. Manchmal werden sogar ganz unbefangen moralische Lehren erteilt, bisweilen in der Weise kleiner, einprägsamer Parabeln. Auch hier die Bescheidenheit exemplarischer Benennung.

Eine schweizerische Prägung merkt man diesen Texten nicht an. Viele der Autoren leben auch gar nicht in der Schweiz oder waren doch jahrelang außer Landes.

Mag der Gedanke zur Herausgabe dieser Texte auch „von der Neugierde diktiert“ worden sein (Vorwort), die Aufrichtigkeit und das Niveau ihrer Aussagen verdienen einen Leser, der bereit ist, sich ernsthaft auseinanderzusetzen.

P. J. Bodmann SJ